

Leseprobe aus:
Marion Messina
Die Entblößten



Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf
www.hanser-literaturverlage.de

© 2024 Carl Hanser Verlag GmbH & Co. KG, München

HANSER



MARION MESSINA

DIE ENTBLOSSTEN

Roman

Aus dem Französischen
von Claudia Kalscheuer

Hanser

Die französische Originalausgabe erschien 2023
unter dem Titel *La peau sur la table* bei Fayard in Paris.



Dieses Buch erscheint im Rahmen des Förderprogramms
des französischen Außenministeriums, vertreten durch die
Kulturabteilung der französischen Botschaft in Berlin.

1. Auflage 2024

ISBN 978-3-446-28014-4

© Marion Messina 2023

First published by Éditions Arthème Fayard

All rights reserved

Alle Rechte der deutschen Ausgabe

© 2024 Carl Hanser Verlag GmbH & Co. KG, München

Wir behalten uns auch eine Nutzung des Werks für Zwecke
des Text und Data Mining nach § 44 b UrhG ausdrücklich vor.

Umschlag: Designbüro Lübbecke Naumann Thoben, Köln

Motive: © plainpicture/Céline Nieszawer;

© plainpicture/Mona Alikhah

Satz: Satz für Satz, Wangen im Allgäu

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany



MIX
Papier | Fördert
gute Waldnutzung
FSC® C014496

Das Unglück ist aus sich selbst unartikuliert. Die Unglücklichen flehen schweigend darum, dass man ihnen Worte leiht, um sich auszudrücken. Es gibt Zeiten, wo sie nicht erhört werden. Es gibt andere, wo man ihnen Worte leiht, die aber schlecht gewählt sind; denn sie stehen dem Unglück, das sie deuten, fremd gegenüber.

Simone Weil, *Die Person und das Heilige* (1943)

Auch kann man zum Beispiel keineswegs den Zusammenbruch jeglicher Ordnung, den wir heute erleben, mit jenen Ereignissen vergleichen, in deren Verlauf die Welt nach dem Sturze Roms so verheert wurde. Wir sind heute nicht Zeugen des natürlichen Endes einer großen Kultur in der Geschichte der Menschheit, sondern Zeugen der Geburt einer unmenschlichen Zivilisation, die sich nach einer ungeheuren, maßlosen und die ganze Welt umfassenden Auslaugung der höchsten Werte des Lebens ausbreiten wird.

Georges Bernanos, *Wider die Roboter* (1947)

Diese »Konsumzivilisation« ist eine diktatorische Zivilisation. Wenn das Wort Faschismus am Ende die Arroganz der Macht bedeutet, dann hat die »Konsumzivilisation« den Faschismus gut verwirklicht.

Pier Paolo Pasolini, *Scritti corsari* (1975)

*Las cosas son iguales a las cosas
Aquello que non puede ser dicho, hay que callarlo.*

Zum Andenken an Jérôme Laronze.

Von Weitem meint man ein Kind zu sehen. Seine Röhrenhose schlackert um wadendünne Oberschenkel. Über der Achillessehne glüht rot ein verklemmter Reißverschluss auf. Die Beine zittern in einem harten, schnellen Rhythmus. Er hat sich den Schädel kahlgeschoren. Durch das Stoppelfeld seiner Haare zieht sich ein großflächiger Hautausschlag; seine Arme sind frisch tätowiert: die Verse des Vaterunsers, wie ein Spickzettel. Bis jetzt war er sich nicht sicher gewesen – vielleicht war es nichts als ein Gedicht.

Jetzt erst erlangt jedes Wort einen Sinn, der das äußerste Ende seiner Existenz markiert. Seine Hände zittern nicht. Der Unterkiefer auch nicht. Sein Blick richtet sich fest auf eine Themis-Statue, deren Namen er nicht kennt.

Vater unser im Himmel – seine Kehle bricht;

Geheiligt werde dein Name – er macht eine Pause, knirscht mit den Zähnen und rollt die Augen; Dein Reich komme – es komme schnell, ich flehe dich an;

Dein Wille geschehe, wie im Himmel so auf Erden;

Unser tägliches Brot gib uns heute;

Und vergib uns unsere Schuld; er hält die Augenlider gesenkt, beugt den Oberkörper nach rechts, greift nach einem Kanister und gießt sich den Inhalt über den Kopf. Dies ist seine Taufe;

Wie auch wir vergeben unseren Schuldigern – verzeih mir, Herr, denn ich verzeihe nicht.

Und führe uns nicht in Versuchung.

Und an dieser Stelle holt er sein Zippo-Feuerzeug hervor.
Das von seinem Vater. Sie haben die gleichen Initialen.

Sondern erlöse mich von dem Bösen.

Der Geruch breitet sich aus, begleitet von einem unerträglichen Knistern. Man hört Schreie, jugendliche Wehklagen. Aus Lautsprechern dringt die Wartemusik der Feuerwehrrentrale. Dutzende Handys sind auf die lebende Fackel gerichtet – der Brand wird live übertragen.

Amen.

1

Am selben Tag, in einem Moment ohne Uhrzeit, meint Sabrina Toms Schreie erneut zu hören. Sie versucht sich zu strecken, aber ihr stocksteifer Körper droht zu zerspringen. Ihre eingerosteten Knie tragen sie bis ins Badezimmer. An den mit bläulichen Schimmelspuren überzogenen Wänden werfen sich geschwulstartige Feuchtigkeitsblasen auf. Die mit billiger Kosmetik und verwaschenen Handtüchern beladenen Regale drohen jeden Moment von der bröckelnden Gipswand abzufallen. Sie wirft der Literflasche mit dem Ei-Shampoo ohne Ei, das sie seit zwei Monaten immer weiter verdünnt, einen bösen Blick zu. Als Kind wurde ihr von diesem Shampoo mit seiner rotartigen Konsistenz und seinem Lösungsmittelgeruch schlecht. »Ei-Shampoo« steht in hässlichen Buchstaben auf dem Etikett, wie von einem Kind geschrieben, das mit der Schönschrift auf Kriegsfuß steht. Der Anblick dieser Flasche treibt ihr die Galle hoch. *Ich habe alles getan, was man mir gesagt hat. Alles richtig gemacht.*

Im Badezimmer kommt ihr Körper ihr vor wie ein Wrack. Sie ist hübsch – oder vielleicht sollte man eher von Charme sprechen: eine dichte Haarmähne mit kleinen Löckchen um das Gesicht und großen Locken dahinter, eine Hakennase, die ihrem abgekehrten Gesicht Charakter verleiht, feine Züge, ein Mund mit einer etwas zu vollen Unterlippe, wohlgeformte kleine Zähne, abgesehen von dem schief stehenden Eckzahn rechts, dichte, klar gezeichnete Augenbrauen (leicht dachförmig und zu den Schläfen hin auslaufend), zarte Gelenke, für

ihre Morphologie etwas zu kräftige Oberschenkel. Die natürliche Schönheit hat etwas Faules, etwas Anstößiges – das hat sie jedes Mal gespürt, wenn ein Mann ihr ein ganz gewöhnliches, gerade mal süßes (und auch das nicht immer), aber herausgeputztes Mädchen gezeigt und als hübsch bezeichnet hat.

Das orangegelbe Badlicht lässt ihre Pickelchen und den leichten Flaum an ihrem Unterkiefer hervortreten. Sie fühlt sich haarig, ungepflegt; ihr einziges weißes Haar scheint ihren gesamten Schopf zu verfärben; sie hat sich bei einem billigen Frisör blonde Strähnen machen lassen; die leichte Furche zwischen ihren Augenbrauen scheint ihr bis auf den Knochen zu reichen. Ihre Kleider verlieren bei der ersten Wäsche Form und Farbe. Sie sind schlecht geschnitten, schlecht genäht – sie schmeicheln ihr nie. Ihre wenigen guten Stücke hat sie über einen Secondhand-Online-Shop verkauft und sich dabei geschworen, sie zurückzukaufen. Sie könnte nicht sagen wie, aber sie weiß, man sieht ihr von Weitem an, dass sie kein Händchen dafür hat, sich zurechtzumachen, dass sie es nicht wert ist, umworben zu werden. Sie sendet nicht die richtigen Signale aus, damit die Männer ihr Rad schlagen. Dieses freie Wochenende kommt zur falschen Zeit. Sie hätte sich liebend gern um die Kleine gekümmert, ihr bei den Hausaufgaben geholfen und Crêpes gebacken. Auch wenn sie schon seit einer Weile nicht mehr lacht, wenn ihre Mutter sie unter Trommelwirbelgeräuschen in der Luft wendet.

Lina ist Sabrinas ganzes Leben. Eine knochige Kleine, deren Übertritt in die sechste Klasse ihre Mutter in abgrundtiefe Melancholie gestürzt hat. Ein sehr junges Mädchen mit dem Auftreten einer Dame und der Naivität eines Kükens. Es wird nicht mehr lange dauern und sie wird Sabrina um eine Handtasche bitten, um ihre Schulsachen darin zu verstauen. Die

Interessen ihrer Tochter haben sich in eine Sphäre verlagert, die ihr verschlossen bleibt: ein Handy, das von seiner jungen Besitzerin mit mehr Zartgefühl behandelt wird, als sie es je für ihre Babypuppen aufgebracht hat. Das kleine Gerät ist zu ihrem Tresor geworden, eine Erweiterung ihres Geistes, und hat das Ende der Eintracht zwischen ihnen eingeläutet. Es war ein Geschenk ihres Vaters, damit seine Prinzessin und er sich gegenseitig Herzchen schicken und Gute Nacht sagen können. Noch vor Kurzem konnte das Kind nicht ohne ein Kosewort der Mutter einschlafen.

Ihr Exmann sagt es ihr nicht ins Gesicht, aber er denkt, dass sie Lina schlecht erzieht, dass die Kleine, die ihre Hausaufgaben kniend am Sofatisch erledigt, nicht über die nötigen Voraussetzungen verfügt, um in der Schule Erfolg zu haben. Für ihn ist Erziehung ein technisches Problem, dem man mit dem richtigen Material, mit der entsprechenden Gebrauchsanweisung beikommen kann. Damit ein Kind glücklich ist, muss man mit ihm in den Park gehen, aus seinem Geburtstag eine Riesenfeier im kalifornischen Stil machen, die wochenlange Organisation erfordert, Knabbereien zwischen den Mahlzeiten einschränken, Fernsehen verbieten, Bastelaktivitäten veranstalten, Bücher kaufen – das Verfahren ist aufwendig, aber einfach, und ein Vater kann sich darin als besser erweisen als eine Mutter. Dem Kind gegenüber gibt es keine Unterschiede zwischen einem Mann und einer Frau. An den Wochenenden sorgt er dafür, dass er nicht erreichbar ist; er hat Angst, die Kleine zu traumatisieren, wenn er ihr nicht seine gesamte Aufmerksamkeit widmet.

Lina fotografiert sich gern im Licht einer Glühbirne. Ihr Ziel ist ein engelhafter Teint (sie kennt das englische Wort dafür, *flawless*), sanfte Rehaugen, perfekte Lippen, neckischer,

vielversprechender Schmollmund – worin das Versprechen besteht, darüber wagt Sabrina nicht nachzudenken. Sie weiß nicht, wie sie ihre Tochter dazu bringen soll, ihren Stil zu ändern. Sie leidet darunter, wie ihr Kind sich von *nail-art*- und *playback*-Videos faszinieren, ja betören lässt, von all dieser Leere, die dem Leben Stunden raubt, ohne dass irgendetwas dabei herauskommt. Im Gesicht sehen sie sich ähnlich. Ihre Lockenschöpfe unterscheiden sich nur um einen halben Farbton. Sie haben die gleichen halbmondförmigen Augen, schwarz und haselnussbraun. Seit einiger Zeit führt die Kleine ein eigenständiges Leben, immer mehr ihrem Vater zugewandt, als wolle sie sie verleugnen. Sabrina wirft einen Blick auf ihr Handy: nichts Neues, nur eine Benachrichtigung von France Travail, ein Jobangebot für zwei Tage in einem Amazon-Lager, zweiunddreißig Kilometer von Paris entfernt (Schwerbehinderte bevorzugt).

Als Nicolas gegangen ist, hat sie mit einiger Mühe eine Wohnung an der Place des Fêtes ergattert, zwei schlecht isolierte Zimmer, in denen sie ausharrt, bis sie eine Sozialwohnung zugewiesen bekommt. Die Wartezeit für einen Antrag wie den ihren beträgt in Paris im Schnitt acht Jahre; es gibt keine für die Lehrerschaft reservierten Wohnungen mehr. Lina bewohnt das kleine Schlafzimmer, in dem Kleider, Haarschmuck, Diademe und Plastikzauberstäbe, Schulbücher und Hefte in bunten Regalen untergebracht sind. An der mit phosphoreszierenden Sternen beklebten Decke hängt ein Phönix aus Papier. Er thront über einem Himmelbett mit pinker Bettwäsche und schönen Stofftieren, die Lina nicht mehr anschaut.

Sobald das Kind schläft, kaut Sabrina an ihren Fingernägeln und tippt auf ihrem Taschenrechner herum, um bis auf den letzten Cent kalkulierte Überlebensbudgets zu erstellen.

Die schwierigen Monatsenden beginnen immer früher; Fleisch kauft sie nur noch für die Kleine. Halal, weil es billiger ist – die Metzger kennen sie und bieten ihr manchmal Reststücke zum Sonderpreis an. Sie muss sich zwischen Waschmittel und Milch entscheiden. Sabrina fühlt sich schmerzlich an ihre Kindheit erinnert: das Einkaufen in trostlosen Lagerhallen, das Knistern der Neonröhren, die Großpackungen, die Kartons, die man selbst öffnen musste, die noch auf der Palette gestapelten Waren, ihre eigene Mutter, die an der Kasse manche Artikel wieder aussortierte, ihr bleiches Gesicht, wenn der Gesamtpreis angesagt wurde, ihre vor Scham bebende Stimme. *Es tut mir leid, ich habe mich verrechnet, können Sie die Butter herausnehmen? Entschuldigen Sie bitte, tut mir leid.*

Ein Buch fällt ihr aus den Händen, als ihr Hirn wieder anläuft und hohlzudrehen beginnt. Wieder der Bengel – und sie verspürt leise Scham, als sie *dieser Rotzbengel* denkt. Sabrina beschließt, aus dem Haus zu gehen, kommt aber nicht weiter als bis zum kleinen Supermarkt um die Ecke. Der einzige Angestellte hockt mit Kopfhörern auf den Ohren vor den Regalen, die er auffüllen muss; er sieht sie nicht. Sie bezahlt ihre Einkäufe an der SB-Kasse; eine künstliche Stimme wünscht ihr im Namen der Ladenkette einen schönen Tag. In den Armen trägt sie eine Dose Ravioli mit Rindfleischfüllung, eine Tube Tomatenmark, eine biologisch abbaubare Pappschale, die vom Saft zweier Fischfilets im Sonderangebot durchgeweicht ist, und eine Bierdose mit einem gefakten deutschen Klostersnamen; sie hat vergessen, eine Einkaufstasche mitzunehmen, und sich geweigert, sechzig Cent für eine Papiertüte zu bezahlen.

Sie beschließt, nach Hause zu gehen, um ihre Einkäufe abzustellen und ein Bier zu trinken; dann wird sie wieder hin-

ausgehen, um sich weiter die Beine zu vertreten. Auf dem kurzen Rückweg kommt sie an drei Bildschirmen vorbei. Auf einem davon läuft eine Werbung, die eine freche Göre mit Zöpfen zeigt, die ihrem Vater, Typ Buchhalter mit Bauch und Glatze im kurzärmeligen Hemd, eine Kaugummiblase vor der Nase zerplatzen lässt. *Keiner nimmt dich ernst? Probier's mit Swix. Swix, die Marke, die dich respektiert.*

Zurück zu Hause wirft sie einen Blick auf den dünnen Roman, der auf dem Boden gelandet ist. Es gab eine Zeit, in der sie abends dies und das las; nichts Großartiges, aber ehrenwerte Lektüren: Simenon, Christie, einmal im Jahr Giono. Am Anfang ihrer Karriere hatte sie in den höheren Klassen »Die Katze« von Baudelaire auswendig lernen lassen und sich beglückt wieder in *Die Blumen des Bösen* vertieft; in der Grundschule hatte sie den größten Kindern lange Marcel Aymés *Kater Titus erzählt* zu lesen gegeben. Das ist alles vorbei: Mit der Zeit war es immer schwieriger und schließlich unmöglich geworden, ihre Aufmerksamkeit länger als fünf Minuten aufrechtzuerhalten.

Sie sind unfähig, an irgendetwas dranzubleiben; sie fühlen sich gedemütigt, wenn sie etwas nicht gleich verstehen. Ihre Eltern reagieren beleidigt, wenn sie eine schlechte Note bekommen; bei der leisesten Kritik an ihrem Kind bekommen sie Zustände wie reizbare Diven. Wenn es darum geht, etwas Neues zu entdecken, fragen die Schüler, was ihnen das *nützen* wird. Sie kennen den Preis aller Dinge. Sie sind zu Gewalt bereit, auf Konkurrenz gedrillt, durch die Sprache des Internets formatiert. Mehr als alles andere fürchten sie Rassismus, aber sie haben das Gesetz des Dschungels verinnerlicht – sie träumen davon, durch Sport, Kino, Reality-TV, institutionelle Kunst oder Start-ups Millionär zu werden.

Die Eltern, höhere Angestellte, die es in die Stadtviertel am Rand des Autobahnringes verschlagen hat, werfen ihr vor, dass sie nicht genug alternative Pädagogik einsetzt. Dauernd führen sie Montessori im Mund, von der sie nur die Sandpapierbuchstaben und die Bildkarten kennen. Sie sind zwar glücklich, ihre Sprösslinge abzugeben, diese schon im Mutterleib von ehrgeizigen, verbiesterten Eltern überstimulierten Kinder, lassen es sich aber nicht nehmen, die Schule mit einem Gefängnis zu vergleichen, während sie ihren Bälgern den Terminkalender bis zum Anschlag vollstopfen. Diese Halbgebildeten mit ihren subalternen Jobs in Werbe- oder PR-Firmen halten mit ihrer Verachtung für Sabrina, die genauso lange studiert hat wie sie, nicht hinterm Berg; sie betrachten sie als Kinderfrau, die der Staat ihnen zur Verfügung stellt, und verhalten sich ihr gegenüber wie unzufriedene Kunden.